

# Bachofen und die Politik

Autor(en): **Burckhardt, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759907>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Bachofen und die Politik

Von Max Burckhardt

Während das gelehrte Werk J. J. Bachofens seit Jahrzehnten diskutiert wird, ist das Interesse an seiner Biographie bisher gering gewesen, zum Teil deshalb, weil seine Bücher des Originellen genug bieten, vor allem aber aus Mangel an Quellen. Nachdem er zu Lebzeiten ein wenig Beachtetes geblieben ist, mussten erst einmal seine Bücher richtig entdeckt und bekannt werden. Gar zu seiner menschlichen Person einen Zugang zu finden, ist heute, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod, bereits ein unsicheres und umständliches Unternehmen. Sein Nachlass ist nicht mit der wünschbaren Vollständigkeit auf uns gekommen, die Familie im Mannesstamm erloschen, und Menschen, die ihm noch regelmässig begegnet sind und ihn nicht nur als rein visuelle Erinnerung aus der Zeit der Kindheit kennen, gibt es bald keine mehr. Wohl hat Carl Albrecht Bernoulli in seinem mit grossen stilistischen Mitteln geschriebenen Bachofenbuch sich auch des Biographischen angenommen. Aber der innere Ausgangspunkt, der ihn zu seiner literarischen Entdeckung geführt hat und vor allem der Verzicht auf eine genügend starke Unterlage von handschriftlichen Quellen haben seinen Versuch stark beeinträchtigt.

Für eine Biographie Bachofens kann das folgende nicht mehr sein als eine Anregung. Dabei beschränke ich mich auf die Darstellung der einen wichtigen Seite seines Wesens. Wenn ich das Verhältnis Bachofens zur Politik in den Vordergrund gestellt habe, dann aus dem Grund, weil dieses Thema sich bei einer unvoreingenommenen Prüfung des Materials von selbst aufdrängt. Mag für einmal Bachofen einseitig unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden und der Inhalt seiner Bücher in den Hintergrund treten. Es kann dies umso leichter geschehen, als es ohnehin die Altertumswissenschaft ist, welche einmal über das Werk des Gelehrten im gesamten wie im einzelnen das letzte Wort zu sprechen haben wird.

Neben der mit genialem Schwung hingeschriebenen und inhaltsreichen Selbstbiographie von 1854 und dem in beträcht-

lichen Trümmern erhaltenen Nachlass sind es vor allem die persönlichen Briefe, die als Hauptstütze für das Biographische dienen können. Bachofen war ein grosser Briefschreiber, nämlich inbezug auf das Quantum. Aber es ist nicht leicht, ein vollständiges Briefcorpus zusammenzustellen. Stück- oder paarweise sind diese Schriftstücke in vieler Herren Länder zerstreut. Man kann es als richtigen Glücksfall bezeichnen, dass wenigstens die eine umfangreiche Korrespondenz sich erhalten hat, diejenige an einen Zürcher Gelehrten, dem Bachofen das Vertrauen des Fachkollegen und des persönlichen Freundes schenkte. Es handelt sich um Heinrich Meyer-Ochsner, an den zwischen 1850 und 1870 beinahe 150 Briefe gerichtet sind. Der 13 Jahre vor Bachofen geborene und 1871 als zweitletzter Spross seiner Familie, des Ratsgeschlechts der Meyer von Wiedikon, gestorbene Zürcher Numismatiker und Archäologe hat sein Leben wie Bachofen als Privatgelehrter zugebracht und gehört zusammen mit Ferdinand Keller zu den Hauptfiguren der damaligen Zürcher Antiquarischen Gesellschaft. Unter Bachofens Briefen an Meyer-Ochsner befinden sich die verschiedenartigsten Stücke, sowohl nach Umfang wie auch nach Inhalt: längere und ganz kurze unmittelbar nebeneinander, teils herkömmlich, teils amüsan, oft nur spontane Eingebungen enthaltend, manchmal der ausführlichen gelehrten Erörterung dienend, bisweilen temperamentvoll polemisierend und vielfach auch die Intimitäten aus Bachofens häuslichem Leben preisgebend. Durch Zitat aus diesen Briefen soll Bachofen möglichst häufig selbst zum Wort kommen. —

Die fruchtbarste Zeit von Bachofens gelehrtem Schaffen sind die Jahre zwischen 1845 und 1870, also die ganze mittlere Periode seines Lebens. In ihr erscheint die Mehrzahl seiner Werke, deren Entstehung in knappster biographischer Skizze vorerst geschildert werden soll.

Die wenigen Jahre der Lehrtätigkeit als Professor des römischen Rechts an der Basler Universität werden im Winter 1842/43 unterbrochen durch die erste grosse Rom- und Italienreise, mit der ein alter Wunsch in Erfüllung geht. Ihre Wirkung zeigt sich in der langsamen Verschiebung von der juristischen zu der allgemein antiquarischen Erfassung des alten Rom, ganz besonders in der Betrachtung der Gräber. Während

er noch einige umfangreiche Arbeiten zur Geschichte des römischen Rechts fertigstellt, verändert sich auch seine äussere Stellung, indem er auf die akademische Lehrtätigkeit völlig verzichtet und die gelehrte Forschung nach eigenen Plänen zu betreiben beginnt. In diesem Wechsel bedeutet sein Programm einer umfassenden Lektüre antiker Quellen einen gewaltigen Entschluss.

Titel einzelner Vorträge vor der Basler Historischen und der Gesellschaft der Altertümer deuten auf die neuen Studien hin. Da die empfangenen Anregungen nicht genügen, ist ein zweiter, ausgedehnter Romaufenthalt nötig. Vom November 1848 bis zum Mai des kommenden Jahres wird Basel mit Rom vertauscht. Nicht lange nach der Rückkehr, 1850/51, erscheinen die beiden ersten Hefte der unvollendet gebliebenen Römischen Geschichte. Ihre wichtigen und grössten Partien, die Abschnitte über Geographie, Topographie und Bevölkerung des Landes sowie über das Staatsrecht stammen von Bachofen selbst, der sich mit dem Latinisten Franz Dorotheus Gerlach in die Gesamtarbeit geteilt hat. Dieses Buch ist Zeugnis einer vollzogenen Wendung, aber auch Ansatz zu neuen Arbeiten.

Der schon seit Jahren geplante und hinausgeschobene Besuch Griechenlands wird im Winter 1850/51 ausgeführt. Auf der Rückreise halten ihn wiederum die Gräber Etruriens längere Zeit fest. Die immer gewaltiger anschwellenden Kollektaneenhefte heischen zu ihrer Verarbeitung von ihm grössere Sesshaftigkeit. Bevor seine Schriften druckreif werden, meldet er sich wieder häufiger mit Vorträgen, 1850 dreimal, 1853 ebenfalls dreimal, 1855/56 siebenmal. Als erstes wird das Thema sichtbar, welches durch verschiedene Umformungen hindurch 1859 die Gestalt eines Buches über die Symbolik antiker Gräber annimmt. Nur langsam geht es der Vollendung entgegen, denn es hat in den Arbeitsplänen Bachofens einen Rivalen neben sich. Seit dem Vortrag über das Weiberrecht, der für die Philologenversammlung in Stuttgart von 1856 vorbereitet wurde, rückt das Vorhaben zu einer Schrift über die antike Gynaikokratie der Verwirklichung näher und findet schliesslich eine Form, in welcher die von Bachofen aufgestellte Kulturstufenlehre mit einer ungeheuren Fülle quellenmässiger Belege bestätigt werden soll. Schon 1857 hofft er auf

einen Verleger für den gewaltigen Band, findet aber jahrelang keinen. Und so erblickt die Gräbersymbolik doch noch zwei Jahre vor dem Mutterrecht das Licht der Welt.

Den beiden umfangreichen Leistungen folgt eine Pause, während welcher in regelmässigen Abständen kleine Einzeluntersuchungen erscheinen. Es sind Zeitschriftenaufsätze über Gegenstände der Symbolik und Bestandteile des Grabkultes, daneben ein Nachzügler aus der romanistischen Epoche, während die Abhandlung über das Lykische Volk verschiedene Lieblingsthemata miteinander verbindet. Als neues Hauptprojekt ist schon seit Jahren eine Darstellung des gesamten alt-römischen Lebens ins Auge gefasst, als Antwort auf Mommsens Römische Geschichte.

Nach 1860 reist Bachofen wieder unternehmungslustig in Europa herum, bis seine Verheiratung 1865 diesem Treiben ein Ende setzt. Sein Arbeiten beginnt nun im ganzen gemächlicher zu werden. Von den frühern Plänen werden die meisten langsam nebeneinander weiter gefördert. Am meisten Platz beansprucht die Ordnung der Stoffmassen zur Symbolik. Die Forschungen über das Mutterrecht treten etwas zurück, sie erhalten erst sehr spät nochmals eine Ergänzung in den Antiquarischen Briefen. Von der Darstellung Altitaliens wird nur ein erstes grosses Kapitel fertig. Aber dieses, gedruckt als Buch über die Sage von Tanaquil, bringt nochmals eine Wendung ins Grosse durch die neue Ansicht, die Bachofen vom Grundverhältnis Roms zum Orient und damit zur Antike überhaupt gewonnen hat.

Man erkennt, dass die chronologische Reihenfolge der Schriften bisweilen auf Zufälligkeit beruht, und dass bei diesem zähen Arbeiter und unermüdlichen Schreiber eine eigentliche schriftstellerische Entwicklung nicht nachgewiesen werden kann, da Bachofen mit Vorliebe an mehreren Stoffen zugleich arbeitet und sich häufig zur Abfassung isolierter Gelegenheitsschriften entschliesst. Manches Fragmentarische, unbeholfen zusammengeschrieben und nicht überprüft, ist nur im Manuskript erhalten. Umgekehrt sind innerhalb des Gedruckten die Wiederholungen nicht selten. Die nur im einzelnen zielbewusste und manchmal unrationelle Arbeitsweise des auf sich selbst angewiesenen Privatgelehrten erleichtert die Ueberschau

nicht, welche nur zustandekommt in beharrlicher Sichtarbeit und im sorgfältigen Abtasten der grossen Linien. —

Als erster und einziger Vertreter seiner Familie hat Bachofen einen wissenschaftlichen Beruf ergriffen. Als ob sich dieses Abweichen von der Tradition sofort bemerkbar gemacht hätte, ist aus ihm kein Akademiker der üblichen Art geworden. Zunächst lag ihm gar nichts an dem, was man eine wissenschaftliche Carrière nennt. Früh, aber für die damaligen Basler Verhältnisse nicht auf ungewöhnliche Weise, ist er ordentlicher Professor des Römischen Rechts geworden. Schon nach wenigen Monaten leistete er freiwillig Verzicht auf den Titel des Ordinarius und auf die Besoldung, um als Privatdozent weiterhin unterrichten zu können. Durch mehrere Semester hat er es so gehalten. Ein unbedeutender äusserer Vorfall kann dann die Veranlassung zum vollständigen Rücktritt gegeben haben; jedenfalls entsprach es Bachofens Unabhängigkeitsbedürfnis, nicht an die Basler Universität gebunden zu sein, deren iuristische Fakultät damals kein ergiebiges Tätigkeitsfeld darstellte. Wissenschaftliche Bedenken oder Ueberdruß an seinem Fach waren es nicht, denn gerade in diesen und den folgenden Jahren wurden die meisten seiner Schriften zur römischen Rechtsgeschichte ausgearbeitet. Den persönlichen Kontakt mit dem Haupt der iuristischen Fakultät, dem Ratsherrn Heusler, der zugleich Kanzler der Gesamtuniversität war, behielt er bei. Für Berufungen von auswärtigen Juristen wurde er als zuverlässiger Berater mehrmals zugezogen. Agathon Wunderlich, Ihering, Windscheid und noch andere mögen auf seine Empfehlung hin nach Basel geholt worden sein.

Längere Reisen entfernten ihn auf Jahre von den Verhältnissen der heimatlichen Universität. In der Mitte der fünfziger Jahre trat er ihr wiederum näher, und zwar als Mitglied der Kuratel. Ihm fiel es zu, dem am Eidgenössischen Polytechnicum in Zürich unterrichtenden Jacob Burckhardt die offizielle Ernennung zum ordentlichen Professor der Geschichte schriftlich mitzuteilen. Das etwas umständliche, aber nicht unliebenswürdige Schreiben ist sein letzter Akt in dieser Behörde, der er ebensobald wie seinerzeit dem Grossen Rat den Rücken gekehrt hat. Den Grund zum Austritt bildete ein heftiger persönlicher Zusammenstoss mit einem andern Mitglied der Kur-

ratel, das damals in langwierigen Streitigkeiten um nachbarrechtliche Fragen, zu welchen die Bachofensche Domprobsteiliegenschaft Anlass gab, die Interessen der Gegenpartei vertrat. Die Einzelheiten dieser Bau- und Gescheidsprozesse, in denen die Familie Bachofen im ganzen unterlegen ist, sind hier nicht interessant. Gerade derartige Vorkommnisse haben Bachofens Entschlüsse häufig beeinflusst.

Im persönlichen Umgang mit andern Basler Gelehrten zeigen sich Bachofens nur lockere Beziehungen zu den Professoren der Stadt. Was er an einem Vertreter der Wissenschaft schätzte und von ihm verlangte, erkennt man am besten aus dem schönen Nachruf für den 1857 verstorbenen Philologen und Historiker Streuber, der, ein stiller aber fruchtbarer und vielseitiger Gelehrter, seit den Schuljahren ihm freundschaftlich nahe gestanden hat. Sonst lautet sein Urteil über die „Kollegen“ eher abfällig. Er schreibt zum Beispiel 1863 an Meyer-Ochsner: „Vom hiesigen wissenschaftlichen Leben weiss ich auch nicht viel zu melden; es herrscht die grösste Zentrifugalkraft und Bedeutendes geschieht gar nichts. Geistig munter und tätig finde ich allein Gerlach, ‚die andern all sind irrende Schatten’...“. Das Verhältnis zu Gerlach muss in der Tat das einzige durch viele Jahrzehnte hindurch solide gewesen sein. Den Philosophen Karl Steffensen hat Bachofen positiv geschätzt und wird mit ihm und dem Altphilologen Jean Jacques Merian, beides Hausnachbarn am Münsterplatz, öfters zusammengekommen sein. Den Chemiker Schönbein beachtete er als zähen Vertreter des süddeutschen Partikularismus. Dagegen mit den eigentlichen Häuption der philosophischen Fakultät, Wilhelm Wackernagel und dem Ratsherrn Wilhelm Vischer, war die Verständigung nur unvollkommen. Den zweiten, als den Leiter der Basler Antiquarischen Gesellschaft, machte er insgeheim mitverantwortlich für den mageren Erfolg, den er selber mit seinen Vorträgen vor diesem Auditorium hatte. Die Freundschaft mit Jacob Burckhardt wandelte sich mit der Zeit in argwöhnische Beobachtung. Der sehnsüchtige Blick nach dem Süden, die tiefe Abneigung gegen die moderne Zeit, es sind grosse Züge, deren überaus starke Gemeinsamkeit ihnen leider selbst kaum je bewusst ist, während sie den Blick für die Schwächen des andern sehr wohl besassen,

insbesondere Bachofen. Einst waren von ihm dem jungen Burckhardt Empfehlungsbriefe nach Italien mitgegeben worden, und als Sprecher der Behörden hatte er später den Vierzigjährigen endgültig nach Basel zurückgeholt. War es nun Burckhardts souveränes Verfügen über die weiten Bereiche des Historischen, vielleicht auch das literarische Gewand seiner Bücher, vor allem aber sein wachsender Erfolg, den er beim gebildeten Publikum mit seinen Vorträgen hatte, in den Augen Bachofens wurde er mehr und mehr zu einer suspekten Figur. Jener misstraute dem Enthusiasmus, der Burckhardts ästhetische Urteile begleitete. Gesellschaftlich sah er in ihm ein Einsiedleroriginal, sofern andere Eindrücke ihn nicht gar dazu verleiteten, das Schimpfwort „Charlatan“ auszusprechen. Dafür, warum er seine Vorlesungen nicht mehr besuchen könne, gab er etwa folgende Begründung: „Ich habe unsern Freund mehrere Male in der antiquarischen Gesellschaft gehört, stets mit der Erinnerung an das italienische Sprichwort: *molto fumo e poco arrosto*“. Burckhardt seinerseits scheint sich über Bachofen erst spät ernsthaft Rechenschaft gegeben zu haben, nachdem er früher aus seinen Büchern nicht klug geworden war und sie deshalb ignoriert hatte. Sein Kollege Salomon Vögelin ging ihn einmal an um Literatur über Grabdarstellungen; darauf rapportierte er: „...Das Buch von Bachofen haben Sie? ich habe es gesehen aber nie gelesen, denn wenn ich anfang: ‚da schwanden meine Sinne‘ (Norma).“

Ersatz für den unbefriedigenden Verkehr mit seiner gelehrten Umgebung hat Bachofen darin gesucht, dass er mit zahlreichen Fachgenossen im Ausland korrespondierte. Auf diese Weise sind ihm eine Menge wissenschaftlicher Verbindungen zuteil geworden, ohne dass man bisher in einem einzigen Fall das Bestehen einer eigentlichen Lebensfreundschaft hätte belegen können, es müsste denn nochmals auf den Zürcher Meyer-Ochsner hingewiesen werden.

Nicht nur der wissenschaftliche, sondern auch der allgemein bürgerliche Charakter Basels war für Bachofen ein Aergernis. Die Ansichten und Gewohnheiten seiner Umgebung forderten seinen Spott heraus. Nach manchen spontanen Aeusserungen müsste ihm in Basel sozusagen alles missfallen haben: das einmal die unromantische, nüchterne Art der Bewohner —



mit Vorliebe nennt er sie „Kümmeltürken“ — und die Langweiligkeit des Fabrikantendaseins, das anderemal im umgekehrten Sinn die zu grosse Emsigkeit und die Verschwendung von Kräften auf Geld- und Handelsgeschäfte. Er verabscheut die für ihn entbehrlichen Festlichkeiten der Familientage, noch mehr aber Anlässe wie die „interminabeln Symphoniekonzerte“, die für ihn ein „Brechtpulver“ sind, oder gar die Fastnacht, diesen „absurden Skandal“. Durch das Heranwachsen und Emporkommen neuer Leute sieht er einen gesellschaftlichen Zusammenbruch kommen. „Das junge Basel taugt nicht viel, wie überall der gleiche Verfall bemerkt wird“, kann er sagen, oder er gibt einen resignierten Kommentar zur politischen Situation Basels anlässlich der Wahlen von 1860: „Hier haben wir Nationalratswahlskandal im vollen Sinne. Zwei Radikale, der Bauer Stehlin, ein grober Zimmermann, der seinerzeit den Käppisturm veranlasste, und der Mazzinist Klein, ein Schullehrer, dessen Vater aus dem Schwarzwald hieherkam, sind die einzigen möglichen Kandidaten. Fuimus Troes!“ In andern Fragen wirkt seine Bevorzugung des Alten durchaus positiv, so, wenn er 1862 das Projekt einer gesamteidgenössischen Universität bekämpft. In ähnlichem Sinn bedauert er an den deutschen Städten, dass sie nur noch „grössere Sammelplätze menschlicher Wohnungen“ darstellten und aufgehört hätten, „selbstbewusste Individuen zu sein. Möge es in der Schweiz nie zu dieser breiartigen Gehirnerweichung kommen und ihr vergönnt sein, noch recht viele markierte Kantons- und Staatsoriginalitäten zu bewahren.“ Als Kontrast zu seiner Vaterstadt empfand er Luzern, dessen Ruhe und Monotonie ihm wohlthätig waren: „Luzern hat vor allen Schweizerstädten den Vorzug einer unserm Nervensysteme wohlthuenden Gelassenheit. Die Spuren der Geschäftsbekümmernis und Geschäftseile, welche alle Gesichter in Basel und Zürich durchfurcht, sind hier unbekannt. Der Kapuziner ist in seiner Kutte, der Bürger in seinem gemächlichen Schlendrian heiter und selig, und, hat das Dampfschiff oder der Eisenbahnzug sich entleert, so kehrt alles in ungestörte Ruhe zurück. Also auf nach dem Luzernersee! Aber seine Bücher und Arbeit muss man mitbringen, sonst geht man vor langer Weile zugrunde. Zu leben ohne zu denken wie die lieben hiesigen Eidgenossen ist uns unruhigen Prote-

stanten vom Himmel nicht verliehen. Als Plato in Aegypten war, sagte man, die Hymnen die er in den Tempeln höre, singe man ohne Abänderung schon seit 10,000 Jahren und dies sei nicht ohngefähr zu verstehen. Ich muss mich immer daran erinnern, wenn ich bei den hiesigen Kirchen und Klöstern vorbeigehe und jedes Jahr zu derselben Stunde die gleiche Litanei vernehme. Sie ertönt daselbst unverändert seit mindestens tausend Jahren und wird wohl Revision und Fortschritt widerstehen."

Ein sesshafter und gemächlich arbeitender Privatgelehrter, das war Bachofen als älterer, spät verheirateter Mann. In den jüngern Lebensjahrzehnten muss er von unruhigem Eifer gewesen sein, da er sich regelmässig überanstrengte und dann gezwungen war, in ausgedehnten Badekuren Erholung zu suchen. Insbesondere aber überfiel ihn zeitweise heftigste Reiselust. Ueber seine strapaziösen Inspektionen ausländischer Museen legen unzählige Notizbücher Rechenschaft ab. Das nachträglich überarbeitete und jetzt gedruckte Manuskript der griechischen Reise schildert eher die grosse Ausnahme. Nicht die Regel, sondern das andere Extrem haben wir in dem 1862 spontan unternommenen Abstecher nach Spanien vor uns, über dessen Verlauf ein Bericht an Meyer-Ochsner vorliegt:

„...Seit alter Zeit bin ich als homme des résolutions imprévues et subites bekannt. Ich machte schnell meinen Koffer und ging nach Genf, in der Absicht, ein wenig an dem schönen See herumzuvagabundieren. Die Witterung zeigte sich jedoch wenig günstig; die Kälte, statt abzunehmen, wurde immer ernstlicher. Ich hatte nur die Wahl, umzukehren oder weiter nach Süden vorzudringen. Das Erstere widerspricht dem Pythagorischen Grundsatz, dass man auf dem Wege nie zurücksehen und auf einer Reise nie umkehren soll. Ich wählte also das zweite Glied der Alternative und zog der Sonne nach, nach Süden. Einmal in Lyon angekommen (4 Stunden von Genf), fühlte ich meine Reiselust in hellen Flammen, zog weiter nach Avignon und von da nach Marseille, lauter geringe Distanzen. Die schönste Sonne strahlte über dem blauen Meeresspiegel, Schiffe gingen und kamen, und eines derselben führte mich am folgenden Morgen direkt nach der spanischen Hafenstadt Valencia del Cid, wo ich nach 30 Stunden anlangte

und die Eisenbahn nach Madrid ganz bereit fand, mich auch mitzunehmen. So war ich denn mit einemmal mitten in Spanien, an das ich wenige Tage zuvor noch gar nicht gedacht hatte. Jetzt wurde die Sache der Ueberlegung wert. Ich sah, dass es mir an allem fehlte, an Kleidung, Geld, Sprachkenntnis, Empfehlungen, Vorbereitung. Doch dem allem war abzuhelfen. In 14 Tagen zu Madrid holte ich das Versäumte nach. Geld kam auch; nicht ohne die Bemerkung, dass das wieder einmal ein gelehrter Streich sei. Indes, die Sache war geschehen, ich nützte meinen Aufenthalt so gut wie möglich, sah Museen, Bibliotheken, Gemälde ohne Zahl, sonderbare Menschen und Sitten und Städte und Völkerschaften mehr als Odysseus, schwitzte und briet an der andalusischen Sonne, kaufte sogar eine Anzahl Münzen, kam hintereinander nach Toledo, Córdoba, Sevilla, Cádiz, Gibraltar, Málaga, Granada, endlich wieder nach Valencia, Tarragona, Barcelona und von da zuletzt nach der französischen Perpignan. Die Ruinen der Römer, Goten, Araber und die der christlichen Werke des 17. Jahrhunderts — alles ging an mir vorüber und alles im Zeitraum von zwei Monaten, dank dem Dampf und der Ausdauer der spanischen Maultiere. Inschriften habe ich auch zu Hunderten abgeschrieben... Meine Antiquitätenwut war in Perpignan noch nicht gestillt. Ich beschloss, noch Narbonne und Arles genauer zu durchmustern. In acht Tagen war das geschehen. Beide Orte sind sehr reich und besonders interessant. Nîmes, Avignon und Montpellier kannte ich schon. Aber die Hitze war erdrückend geworden. Ich musste in 35° Wärme herumlaufen, zog mir Durchfall und Magenerhitzung zu, wurde bettlägerig und kam halb krank in mein liebes, regnerisches Schützenvaterland zurück". —

Gymnasium und Studium absolvierte er während der schweizerischen sogenannten Regeneration, einer Zeit uneinheitlicher Strömungen, die in die Tagespolitik nur langsam eindrangen. Im Zofingerverein, der nach Erledigung des Konflikts mit seinem extremen linken Flügel, den radikalen Helvetern, eine Periode äusserer Ruhe und innerer Tätigkeit verlebte, hat Bachofen unbefangen die Fortschrittsideen nach der Parole der Zeit vertreten, wie dies bei einem Kreis von Studenten eben der Brauch war. Sein ehemaliger Lateinlehrer Gerlach

erhält von ihm im Dezember 1837 einen Bericht aus Göttingen über die bekannten Vorfälle an der Universität, die Absetzung der sieben Professoren und die Zwischenfälle mit der demonstrierenden Studentenschaft, wobei für die intervenierenden Dragoner König Ernst Augusts von Hannover die Bezeichnung „militärischer Pöbel“ fällt, aber auch der Wunsch zu lesen ist, man möge den Abgesetzten mit einer Berufung nach Basel oder an eine zukünftige schweizerische Zentraluniversität eine neue Wirkungsstätte eröffnen. „O dulce nomen libertatis, o ius eximium civitatis nostrae“, schliesst das Schreiben. Ein Jahr später, im Januar 1839 in Paris, wird der Zustand des aufgeklärten und zentralisierten Staates gepriesen, in welchem die Bildung dem grossen Publikum zugänglich gemacht sei. In der Schweiz könne nur eine grosse und leistungsfähige Zentraluniversität dieses Ziel erreichen.

Nun war es aber von grösster Bedeutung für Bachofen, dass ihn sein Lehrer Pellegrino Rossi auch auf England verwies. „Kein Jahr meines Lebens ist an Arbeit, Belehrung und Genuss reicher gewesen als das in England verlebte“, resumiert er später in der Autobiographie. Die früheren Erlebnisse sind hier zuerst durch neue und völlig andersartige ausgeglichen worden. Die politische Lehre, die er jetzt empfing, bestand in der Erkenntnis, dass man alte Gesinnung und alte Formen auch unter neuen Verhältnissen sinnvoll behaupten kann. Diese theoretische Einsicht ist ihm zuteilgeworden, kurz bevor die politische Veränderung im eigenen Land kam und ihm Eindrücke vermittelte, welche sein ganzes Leben hindurch von konstanter Wirkung geblieben sind.

Es war zur Zeit, in der ihm die erste Italienreise von seinem wissenschaftlichen Gegenstand neue Vorstellungen vermittelte, dass er zum Zeugen der grössten offenen Auseinandersetzung wurde, die der schweizerische Staat in den letzten anderthalb Jahrhunderten mit sich selber gehabt hat. Bachofen betrachtete diesen Kampf bereits mit den Augen eines Anhängers der alten bedrohten Verhältnisse. Diese Position war zunächst konform derjenigen der meisten Basler seines Standes. Aber mehr noch als aus politischer Parteinahme geschieht dies bei ihm aus theoretischer Ueberzeugung. Er war bei den grossen Meistern der historischen Rechtsschule in die

Lehre gegangen und zu einem Verteidiger des organisch gewachsenen Rechts geworden. Ja er trat schliesslich für die Legalität als solche ein. Schon in der 1841 gehaltenen Antrittsvorlesung ist sichtbar das Zurückweisen jeder einseitig „philosophischen“ Haltung und Terminologie und dafür die Betonung des positiven geschichtlichen Rechts. Insbesondere aber prallte der aufklärerische Geist des Radikalismus zusammen mit Bachofens Vorstellungen von der Rolle der Religion für das gesamte Staatsleben.

Mit Spannung beobachtete er die Zuspitzung der Lage. In der Basler Zeitung schilderte er seinen Besuch bei der Schwyzer Landsgemeinde von 1847 am Roten Turm, da er sich ein Bild von dem konservativen Widerstand in der Innerschweiz machen wollte. Von der aktiven Teilnahme am Sonderbundskrieg entband ihn seine Stellung als Appellationsrichter. Das innere Nichtmitmachenkönnen, welches für viele Stadtbasler galt, liess ihn diese persönliche Ausnahmestellung dankbar willkommen heissen. Dufours Kommando hat bekanntlich auf die besondere Basler Stimmung gebührend Rücksicht genommen.

Die Ausbreitung der Revolution im Europa des Jahres 1848 und die Verwirrung, in welche dadurch insbesondere die Welt der italienischen Monarchien gestürzt wurde, hielten Bachofen nicht ab, sich für einen längern Aufenthalt in Rom zu rüsten, so schmerzlich es ihm auch sein musste, das Land seiner Sehnsucht im Zustand der beginnenden Anarchie zu treffen. Der Wunsch nach Anschauung war stärker als jedes Bedenken wegen persönlicher Gefährdung. Er reiste mitten in die bereits fortgeschrittene Revolution des Kirchenstaates hinein. Kurz nach der Ankunft an seinem Reiseziel Rom wurde Pellegrino Rossi ermordet, und Bachofens römischer Aufenthalt steht abwechselnd unter dem Zeichen von Tumult, Siegeshoffnung oder Verzweiflung einer gegen den eigenen Herrn empörten Kapitale, die von diesem fluchtartig verlassen ist und nun als Konsequenz das Strafgericht einer Belagerung durch eine fremde Armee über sich ergehen lassen muss. Es scheint freilich, dass Bachofen aller unmittelbaren Gefahr hat ausweichen können. Ja, auch von seinen Studien liess er sich nicht über Gebühr abhalten. Ein Teil der Zeit wurde dem ausgiebigen Verkehr mit den in Rom ansässigen Archäologen gewidmet,

das übrige der regelmässigen Lektüre der Klassiker. „Kein Tag war ohne Umgang mit den Alten geblieben“. Daneben beobachtete und glossierte man die Tagesereignisse. Der Basler war gesellschaftlich und geistig Mittelpunkt eines Kreises deutscher und schweizerischer Künstler, wo das politische Gespräch eifrig gepflegt wurde. Trotz ihrer Unruhe haben ihn diese römischen Monate angeregt und gefördert. Sie waren entscheidend für seinen Entschluss, eine Geschichte Roms zu schreiben. Sie haben ihn aber auch zu politischer Schriftstellerei angetrieben.

Aus der Selbstbiographie erfahren wir, dass er Zeit gefunden habe, „über die ältesten Ereignisse der römischen Geschichte zwölf Betrachtungen politischen Inhalts im Geschmack der Machiavellischen Discorsi zu schreiben.“ Das Manuskript dieses politischen Traktats, und zwar eine Fassung aus dem Jahre 1850, ist erhalten. Drei Gesinnungsfreunden gewidmet, dem Basler Fachgenossen Gerlach und zwei schweizerischen Aristokraten, dem Zürcher Staatsschreiber Hottinger und dem Berner Historiker Johann Ludwig von Wurstemberger, stellt er nach Form und Inhalt etwas Neues dar in der Reihe der Schriften Bachofens. In zwölf knappen, systematisch zueinander disponierten Abschnitten setzt sich der Verfasser grundsätzlich auseinander mit der zeitgenössischen Revolution. Er konfrontiert dieses Geschehen mit dem Wesen des römischen Staats, an dessen Geschichte man erkenne, wessen ein menschliches Gemeinwesen bedürfe, um gross und glücklich zu sein. Die Ausführungen enthalten weitere Beispiele aus der europäischen Vergangenheit und bedeuten zugleich eine Warnung vor den Strömungen der Gegenwart. Der Vortritt Roms als des wichtigsten Exempels beruht nicht auf Zufall. Zunächst ist an das berühmte Vorbild Montesquieus zu denken, und sodann fühlte Bachofen sich unmittelbar durch die Lektüre römischer Historiker angeregt, insbesondere durch Livius, der ihm allgemeine Ideen über das Staatsleben eingegeben hat.

Vor der Preisgabe dieser Gedanken an die Oeffentlichkeit ist er allerdings zurückgeschreckt. Was von solchen und ähnlichen Aeusserungen gedruckt wurde und auf diese Weise uns erhalten ist, sind einige Gelegenheitsaufsätze von bescheidenem Umfang, die er, ohne seinen Namen zu nennen, als Kommentar

zu den Tagesereignissen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ anvertraute. So findet man hier zwischen 1850 und 1860 Aufsätze von ihm über die Revolution im Kirchenstaat, den Sonderbundskrieg in der Schweiz und vor allem den Neuenburger Konflikt. Diese sporadischen Publikationen können aber in reichem Masse ergänzt werden. Denn im Umgang mit vertrauten und gesinnungsverwandten Männern hat er sich rückhaltlos geäußert. Das gilt von der für Savigny geschriebenen Biographie so gut wie von vielen seiner Briefe. —

Bachofens politische Geschichtsbetrachtung lässt sich in ein paar Sätze fassen. Die einzige Form des menschlichen Staats, die er anerkennt, ist diejenige Gemeinschaft, die den Glauben an ihre göttliche Weihe besitzt und deren Gesetze geheiligten Charakter tragen. Mit der Preisgabe der auf ihren göttlichen Ursprung sich berufenden Gemeinschaft zerbrechen auch deren äussere Formen als da sind die sakrale Stellung des Herrschers, ein durch höhere Weihe ausgezeichnetes Patriziat, die legitime Thronfolge, das unbeirrbar Festhalten an Tradition und Sitte. Bachofen findet den theokratischen Typus bei allen grossen Staaten der Vergangenheit. Scharf davon hebt sich ab die Gegenwart, die der Wirkung der französischen Revolution und ihren Parolen erlegen ist. Die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts ist für ihn hauptsächlich die Verwirklichung eines nach völliger Autonomie strebenden Menschentums, was gleichbedeutend ist mit dem Abfall vom ursprünglichen, dem Menschen einzig zustehenden Verhalten. Deutlich ist bei Bachofen das summarische Reproduzieren von Elementen der christlichen Schöpfungslehre, wie übrigens auch in seinen Redewendungen zuweilen eine feierlich-pastorale Diktion waltet, unter Verwendung biblischer Texte. Da, wo sich seine Betrachtung der Gegenwart zuwendet, von der das Ancien Régime als helle Folie absticht, verschmilzt seine grosse Antithese mit einer differenzierten Kritik der verschiedenen Staatsformen. Die historischen Situationen sind dabei mit beträchtlicher Willkür gezeichnet, deren Gewaltsamkeit durch eine gewisse Naivität gedämpft ist. Zur Illustration mögen einige Textproben aus den „Politischen Betrachtungen“ vorgelegt werden:

„Eine Regierung, die nur aus dem Mandat der Völker ihr Recht ableitet, verdient den Namen der Regierung nicht. Denn

sie soll über dem Volk stehen, als Mandatar steht sie unter ihm. Wie könnte sich der Topf über den Töpfer stellen? Oder wie soll der Topf unter den Töpfen herrschen? Die Regierung, welche Form sie immer haben mag, ist nicht vom Volke, sondern nur von Gott. Das ist der Eckstein aller Staatsweisheit, das ewig wahre Wort unseres Erlösers, die Lehre des alten und neuen Testaments, die Anschauungsweise des ganzen Altertums, des römischen nicht weniger als des jüdischen ... O lasst ab, diesen Glauben zu zerstören. Seine Vernichtung ist das Grab der Freiheit und jeder Staatsordnung. Bis jetzt hat unser Volk durch alle Stürme der Zeit hindurch von jenem Glauben nicht gelassen...

Das Wort Volkssouveränität, in dem heutzutage Tausende die Zuversicht eines neuen Reiches der Glückseligkeit begrüßen, das mit täuschendem Pomp an die Spitze aller Verfassungen gestellt wird und hier die Stelle einnimmt, an welcher frühere Geschlechter den Namen des dreieinigen Gottes zu lesen gewohnt waren, dies Wort bezeichnet mehr als alles andere den beginnenden Verfall des Zeitalters..."

Voll Verachtung sieht Bachofen auf die Geschichte des modernen Europa. Kein Staat habe es vermocht, seine innere Kontinuität zu erhalten. Einzig England habe teilweise die Tradition formal und gesellschaftlich gewahrt und sei hierin sogar dem antiken Rom überlegen. Vor allem Frankreich werde seit der Revolution von Klippe zu Klippe geworfen.

„Es ist anzunehmen, dass Männer wie Napoleon und Ludwig Philipp, wenn auch nur mit dem hundertsten Teil der Fähigkeiten, die die Welt an ihnen bewunderte, auf legitimem Thron als verehrte und geachtete Fürsten gestorben sein würden. Da ihnen die Weihe fehlte, nahm der Sturm, der sie gehoben, sie auch wieder hinweg, und für beide behielt die Welt keine andere Empfindung als die, welche den Sturz kühner und glücklicher Abenteurer begleitet.“

Bachofens Norm für ein menschliches Staatswesen dürfte der Patrimonialstaat sein, ein in der Verteilung der Kräfte ausbalanciertes und in seiner ständischen Gliederung differenziertes Gebilde. Er betrauert den Verlust an vielfältigen Feudalverhältnissen, wo jeder Einzelne in einer sinnvoll beschränkten Freiheit leben dürfen: „Die Richtung, welche das



moderne Staatswesen genommen, zerstört den wohlwollenden Zusammenhang der Stände ... Die alte Gliederung der Gesellschaft ist aufgelöst, das Volk bildet nur noch eine grosse nicht unterschiedene Masse Gleichberechtigter ... Bei uns sehen wir nun recht, wie wahr Cicero schreibt: *semper in re publica id tenendum esse, ne plurimum valeant plurimi.*”

Durch die Verabsolutierung des Vergangenen erscheint umgekehrt die Zukunft in tiefem Dunkel. Bei allem Scharfblick für manche Einzelheit behält Bachofen starr dieselbe Richtung bei, und man wird zuweilen den Eindruck einer ganz persönlichen Misanthropie nicht los. Die folgende Stelle ist einem Brief entnommen, der ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebziger Krieges an Meyer-Ochsner geschrieben wurde:

„Die Kugel rollt eben immer bergab, nie bergauf, und wenn einmal ein erster Umsturz sie in Schwung gebracht hat, so vermag keine menschliche Anstrengung zu verhindern, dass sie nicht endlich im Tal zerschellt. Es ist der Fehler aller Fortschrittler, dass sie wähen, nie überholt zu werden. Ehe sie sich versehen, sind sie durch Erleuchteterer ersetzt. Jetzt haben Sie in Zürich noch Schulmeister als Regenten, wie es in Athen auch geschah. Zuletzt kommen Packträger und schliesslich Kriminalisierte. Die letztere Sorte war im Basellandschäftler Landrat bereits vertreten. *Semper in re publica id tenendum, ne plurimum valeant plurimi.* Wo jeder Schuft so viel gilt als der ordentliche Mann, ists um ein vernünftiges Staatswesen geschehn. Nehmen Sie dazu die Feindseligkeit gegen das Christentum, inauguriert durch die Berufung von Strauss, jetzt gesteigert in der nackten Negation jedes Mysteriums, das doch das Wesen jeder Religion bildet, so haben Sie die Elemente, aus welcher das Glück der Zukunft in unerwarteter Weise erblühen wird. Aber, sagt man, das ist alles gleich, wenn wir nur den Gotthardtunnel erhalten. So lautet das Credo unserer Zeit, die von einer höhern idealen Welt nichts mehr wissen will. Nun gut denn. Ich ändere das nicht. Aber was ich davon denke, weiss ich längst und sehe täglich meine Auffassung bestätigt. Es kann grosses Völkerelend allein eine Umkehr herbeiführen ... Ich fange an zu glauben, dass der Geschichtsschreiber des zwanzigsten Jahrhunderts nur noch von Amerika und Russland zu reden haben wird. Die alte Welt Europens liegt auf dem

Siechbett und wird sich dauernd nicht mehr erholen. Dann werden wir den neuen Weltherrn als Schulmeister und sonst noch recht nützlich sein können wie weiland die Griechen den römischen Grossen und Gelegenheit haben, die Geschichte dieses „Fortschritts dem Ende zu“ gründlich zu studieren...”

In den „Betrachtungen zur Römischen Geschichte“ ist die Gestaltung des historischen Stoffes derart mit politischen Gedanken verbunden, dass die Trennung zwischen den Anregungen, insofern das Material sie liefert, und den Absichten des Verfassers nicht genau erfolgen kann. Bachofen selbst sagt in der Einleitung, er wolle seinen Gesinnungsfreunden „die Gedanken mitteilen, welche sich bei dem Studium der Alten entwickelten und durch Beobachtung der heutigen Dinge bestätigt, mehr und mehr festsetzten.“ Er fährt fort: „Auch darf mir niemand verargen oder mich darüber zurechtweisen, dass ich das Altertum zu einer andern als zu einer rein gelehrten Unterhaltung herbeiziehe, dass ich in ihm vielmehr den Stoff zu Betrachtungen suche, deren Zweck nicht die Aufklärung wissenschaftlicher Fragen, sondern die Darstellung der grossen ewigen Grundlagen aller menschlichen Gesellschaft ist ... Mit unsern innersten Gedanken verbinden sich von selbst die Verhältnisse und Erfahrungen der alten Zeit, und wir finden uns in unsern Meinungen erst dann völlig sicher, wenn wir die Römer auf unserer Seite haben.“

Angesichts seiner zahlreichen Werke fragt man sich, ob eine solche Vermengung der Gesichtspunkte lediglich bei der einmaligen Situation von 1848 stattgefunden hat. Dass er imstande war, unmittelbar darauf eine Geschichte Roms zu schreiben, die bei aller Einseitigkeit der Quellenkritik keine Nutzenwendung auf die Gegenwart zieht, könnte zur Vermutung führen, sein politisches Interesse sei nur vorübergehend gewesen. Tatsächlich hat die Bachofeninterpretation unseres Jahrhunderts aus seinen gedruckten Werken eine solche Tendenz kaum gelesen und auch nicht lesen können. Man hätte sonst seine zahlreichen Bücher als das Ergebnis zu betrachten, zu welchem ihn eine mehr oder weniger freiwillige Flucht vor der politischen Gegenwart führen musste. Die Trennung zwischen dem „gelehrten“ und dem persönlichen Urteil Bachofens wäre dann unvermeidlich.

Nun hat es keinen Sinn, um jeden Preis in Bachofen überall den politischen Denker zu sehen und damit eine grundsätzliche Neuinterpretation aller seiner Schriften zu verkünden. Seine Abneigung gegen die Modernität in ihren verschiedenen Ausdrucksformen ist keineswegs einzigartig, sondern nur die kraftvolle individuelle Prägung eines symptomatischen Verhaltens, das man in der breiten konservativen Schicht des 19. Jahrhunderts, und in der Schweiz vor allem unter den Gebildeten dieser Zeit, regelmässig trifft. Ausserdem war diese seine Kritik nie so beschaffen, dass sie andere mitgerissen, ja auch nur ihn selber dazu befähigt hätte, seine Widersacher zur Rede zu stellen und ihnen in offener Debatte schlagfertig zu begegnen. Seine etwas summarische Methode der reinen Kontradiktion war eben von Anfang an nur Defensive. Aber trotzdem ist erwiesen, dass das Politische in seinen Arbeitsplänen über die eine genannte Stufe hinaus gewirkt hat.

Einmal stellen die von ihm bearbeiteten Gebiete der Symbolik und des Kulturebens, aber auch die der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Rechtsanschauungen und Gesellschaftsformen denjenigen Bezirk dar, wo er stets das ungebrochene Wirken von Sitte und Tradition gesehen hat. Indem er dieser Mischung von Religion, Recht, Kult und Brauch aufs neue ihre Bedeutung zu geben versuchte, stellte er sich auf die Seite des Glaubens und vermochte so ein mittelbares Gegengewicht zu schaffen gegen den ihm verhassten sogenannten philosophischen Aufklärungsgeist, den er ja auch für die politische Revolution der Gegenwart verantwortlich machte. Weil er aber der Welt des Glaubens und Aberglaubens in der Wissenschaft Spielraum verschaffen wollte, ohne ihr Wesen unbefangen zu befragen, kam er über das Hinweisen auf seinen Stoff nicht wesentlich hinaus. Und dies konnte nicht anders sein bei einem Mann, dem die gesamte Naturwelt als ein einziges Geheimnis erschien, an welches zu rühren nur gottlose Frevler von der Art der modernen Naturforscher wagen konnten.

Zweitens ist zu sagen, dass von den gedruckten Schriften Bachofens schon zu seinen Lebzeiten einige von der politischen Seite her waren kritisiert worden, sodass er sich von diesen Aeusserungen nicht ohne Grund betroffen fühlte. „Was sagen Sie zu folgendem?“, fragte er Meyer-Ochsner 1863, „Lieb-

recht in Lüttich, der meine Bücher genau kennt, schreibt mir, die politische Gesinnung, die sich darin kundgebe, sei derart, dass ich mich nicht wundern solle, wenn die Leute prinzipiell nichts davon beehrten, und ähnlich drückt sich ein Lübecker Freund aus. So weit wären wir also, dass, um Carrière zu machen, man auf Fürsten, Pfaffen und Junker schimpfen und die Weltgeschichte demokratisch verdrehen muss."

Was sich hier auf einzelne Schriften bezieht, gilt aber ganz besonders von seiner „Römischen Geschichte“, und zwar nicht so sehr von der gedruckten als von einem schriftstellerischen Plan. Dieses als solches nie erschienene Buch hätte die Tendenz der „Politischen Betrachtungen“ wiederaufnehmen und nicht nur wissenschaftliche Bedeutung, sondern vor allem auch polemischen Zweck haben sollen. Alle die Anläufe zu schildern, die Bachofen zur Verwirklichung seiner Absichten genommen hat, wäre eine ungebührliche Vorwegnahme dessen, was von anderer Seite darüber berichtet werden soll. Aus zeitlich auseinanderliegenden Äusserungen ersehen wir, dass er mit der Ausführung mehrere Ziele, die alle in derselben Linie liegen, auf einmal treffen wollte. Nachdem er schon 1851, sich von Niebuhrs Auffassung distanziert hatte mit der Begründung, seine eigene Weltanschauung sei beschränkter, bürgerlicher, vielleicht auch religiöser, aus allen diesen Gründen aber vielleicht dem römischen Wesen näher verwandt, geht es nun ausschliesslich gegen Theodor Mommsen. Den historischen Beleg für die Rolle der Religion im Leben Roms liefern, die Methoden der wissenschaftlichen Kritik Lügen strafen, der Gegenwart einen Spiegel ihres totalen Irrtums vorhalten, das wollte er. Welch massiver Polemik der sittlich entrüstete Mann fähig war, wenn es galt, in Mommsen die Verkörperung der kritischen Wissenschaft, in dieser den besondern Ausdruck preussischer Gesinnung zu treffen und diese wiederum als Inbegriff der von Gott abgefallenen Gegenwart anzuprangern, zeigen die folgenden nicht vereinzelt Briefzitate aus dem Jahre 1862:

„Also ‚Mommsen und die römische Geschichte‘ ist jetzt meine Aufgabe. Besonders ekelhaft ist die Zurückführung Roms auf die Lieblingsideen des flachsten modernen preussischen Kammerliberalismus. Da liest man beständig von Ein-

fuhr und Ausfuhr, Handelsbilanz, Spekulation, Konkurrenz, Freihafen, Navigationsrechten, Faktorei, Emporien, als wäre das wirklich der Haupt- ja der einzige Gesichtspunkt, nach welchem das Leben der Völker betrachtet und beurteilt werden kann. Ja dieser „praktische Gesichtspunkt“ wird in die Religion übertragen, von dem „klaren Rationalismus“ der Römer gesprochen... Jetzt erst, nachdem ich dieses Werk (zum zweitenmal) studiert habe, besitze ich die volle Einsicht in die neueste Phase der deutschen Geistesentwicklung. Dazu müssen die 2500 Seiten ganz durchdacht werden. Wer alsdann nicht vor Ekel Brechreiz empfindet, der ist ein verlorener Mensch. Mit Mommsen habe ich es nicht zu tun. Er ist nur der Typus der Zeitgedanken und als solcher darf er behandelt werden, nachdem die drei Auflagen und ein akademischer Preis ihn dazu gestempelt haben. Wir haben es dem Manne zu danken, dass er alles, was die Zeit in sich trägt, so nackt und ohne allen Rückhalt ausspricht. Der Kern des Buches liegt in der Durchführung der neuesten Zeitideen, der Apotheose des bodenlosen Radikalismus neupreussischer Lichtfreunde an einem antiken Stoff. Ich meinesteihs kann nicht unterlassen, hier zu kämpfen, und wenn die ganze Welt voll Teufeln wäre. ... Die Grundlehren, die der Verfasser der Jugend an der römischen Geschichte als die grossen Ideen der Menschheit, als ihr Heil und Ideal beibringen will, sind solcher Art, dass der Satan sich ihrer zu freuen hat. Ich weiss, was ich hier sage.”

Auch ohne die aggressive Ausdrucksweise zu schätzen, deren er sich in der Gereiztheit des Augenblicks bedient, kann man sich vorstellen, was für ein kapitaless Aergernis das Mommsensche Buch für Bachofen bedeutet hat. Nun war der geweihte Stoff in die Hände eines Bearbeiters geraten, der mit seiner Leistung den Beifall der Zeitgenossen finden musste. Sein eigenes Buch aber blieb ungeschrieben. Freilich, ob er in der Spätzeit seines Lebens noch fähig gewesen wäre zu einer grossen und neuen Antwort, nachdem die Ideen, denen er sein Leben lang Treue gehalten, ihn auf Gefilde geführt hatten, die von der politischen Historie seitab liegen? Fällt aber nicht von hier ein helles Licht auf seine Natur, welche eine andere war als diejenige des Geschichtsschreibers, und die, von den Kräften des Zeitgeistes bedrängt, sich einen eigenen beschwerlichen Pfad hat bahnen müssen?